

Zwei Gedichte von Ernst Zahn

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Artisten aufsteigen. Es kam ihm vor, als hätte er keinen Anteil mehr an diesem kleinen fleißigen Dasein, an all diesen kleinen Dingen und kleinen Gedanken. Es entging ihm doch etwas, das fein und gut war, etwas, das er für sich selbst bejessen hatte und dessen Verlust ihn nun schmerzte.

Dann konnte er seine Hand auf das Haupt des Knaben legen und sagen:

„Nun, mein kleiner fleißiger Mann, geh' zu Bett! . . . Wir müssen morgen früh aufstehen und zusammen spazieren! Und Jngolf konnte antworten, während seine Augen groß wurden:

„Ich habe auch nur gewartet, um ‚Gute Nacht‘ zu sagen.“ Jean-Pauls Freundschaft für den Knaben hatte Angelika Amalie beständig mit verständnisloser Verwunderung betrachtet.

Sie hatte nichts gegen Jngolf, konnte nichts haben — aber dies begriff sie gar nicht: ein Kind wildfremder Menschen! . . . Wie konnte es einem einfallen, einen Fremden zu lieben? — Ihr eigenes kleines, enges Herz enthielt nicht viele Gefühle — Man konnte doch nicht, was man hatte, auf gut Glück dem ersten besten hinwerfen!

Und überdies, sie verlor damit etwas, es konnte nicht geleugnet werden: die Zärtlichkeit, die ihr Mann dem Knaben angedeihen ließ, gehörte eigentlich ihr. Warum mußte sie beständig davon an andere abtreten? . . . Sie hatte selbst gewiß nicht viel zu verlieren! . . .

Und nun sollte dies vielleicht sogar für ein ganzes langes Leben gelten.

Das war zuviel, allzuviel!

So dachte Angelika Amalie.

Und sie saß eingemauert bei sich selbst und mauerte ihre Gedanken in sich selber ein. Und die Gedanken erfüllten sie mit Bitterkeit, je mehr die Zeit vorrückte und der Tag sich näherte, der unvermeidliche Tag, dem sie mit geheimem Grauen entgegenjah.

V.

Eines Tages wurde Angelika Amalie plötzlich krank.

Es handelte sich nicht um die schmerzliche Stunde; denn diese sollte erst in zwei Monaten eintreten.

Sie klagte über starke Lenden Schmerzen, und ihre Hände und Füße schwellen am Abend beunruhigend an.

Jean-Paul holte augenblicklich den Arzt. Angelika wurde untersucht, und es zeigte sich, daß ihre Nieren bedeutend angegriffen waren.

Die strengste Diät wurde verordnet, und Angelika mußte zu Bett gehen. Da lag sie auf den Polstern, ihre Niederkunft erwartend, blutarm und bleich, kraftlos und müde. Sie war durchsichtig wie Alabaster, und ihre Augen wuchsen zu unnatürlicher Größe . . .

Die Tage vergingen.

Es war, als wenn mit dem Kranklager eine Veränderung in Angelika Amaliens Seele einträte.

Sie, die früher ungeduldig, bitter und mürrisch gewesen war, fand sich plötzlich mit der sanftesten Ergebung in ihr Schicksal. Sie war mild und umgänglich auf ihrem Krankenbett. Mit den schwindenden Kräften wurde sie liebevoll und gut . . .

War es die Furcht vor dem Tod, die diesen Umschlag in ihrem Wesen hervorbrachte?

Angelika wußte gut, daß mit der Krise, der sie entgegenging, Gefahr verbunden war.

Vielleicht war es wirklich so.

Der Niederkunft entgegensehende Weiber haben Anfechtungen und Ahnungen. Die Schwangerschaft erfüllt ihr Gehirn mit vielen wunderlichen Vorstellungen. Der Todesgedanke ergreift sie . . .

Aber angesichts einer möglichen Auflösung wird der Mensch nachgiebig und klein. Er klammert sich an jeden kleinen Halt einer Hoffnung fest. Er zieht an sich, was ihm nahe steht, und sucht daraus Kraft, Gesundheit und Trost zu schöpfen.

(Fortsetzung folgt).

Zwei Gedichte von Ernst Bahn.

Abend.

Wenn mein Dorf zum Aue läutet,
Wird sein kleines Leben still,
Ferner Kirne Glöhen deutet,
Daß der Tag zur Rüste will.

Von der Weide treibt der Hirte,
Und der Strahler läßt die Fluß,
Müde lenkt das schwerbeschrirte
Tier der Säumer herbergzu.

Junges Blut im Rot der Wangen,
Greißes Volk mit trübem Blick:
Was im Frühgold ausgegangen,
Führt der Abend still zurück.

Ueber Hütten, Wald und Hänge
Zuckt ein letzter goldner Strahl,
Windvertragne Glockenklänge
Wandern, wandern aus dem Tal.

Und das Läuten währt und schwindet,
Und des Dorfes Leben ebbt;
Aber leise Trauer findet
Meine Seele, und sie bebt:

Wenn mein Dorf zum Aue läutet,
Ahnt sie ferne schon und still
Jenes Leuchten, das bedeutet,
Daß mein Tag zur Rüste will.

Seit du mir begegnet bist . . .

Die Welt ist wolkenfinster,
Es tost der Stürme Schlacht;
Zu meinen Häupten leuchtet
Ein Sternlicht in die Nacht.

Der Stern ist aufgegangen
Tags, da ich dich gewann,
Nun leitet er durch Nächte
Mich stillgewordenen Mann.

In meine dunkeln Zeiten
Strahlt er herein von fern,
Die Wolken jagen und fahren,
Ich sehe nur den Stern.

Und ob von Sturm und Schatten
Mein Leben düster ist,
Ein Leuchten ist darinnen
Seit du mir begegnet bist!





Das alte Hochschulgebäude in Bern.
Nach dem Aquarell von E. Lauferburg, Bern.